

Der kleine Lehrer im Steintal

Autor(en): **Steinmann, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1943-1944)**

Heft 8

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665715>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der kleine Lehrer im Steintal

Vor sechzig Jahren marschierte ein dem Seminar eben entwachsener Jüngling in das Steintal hinein, um dort seine erste Stelle anzutreten. In ein kleines Schulhaus ein kleiner Lehrer! Was er alles mit sich trug, wissen wir nicht; vielleicht mußte ein Bergbauer den Koffer mit Kleidern und Büchern aus dem Thurtale heraufholen, auf holperigem Sträßchen und auf gerotteltem Wägelchen — aber nicht das Gepäck war die Hauptsache, die der neue Schulmeister mitnahm ins einsame Bergtal, sondern das, was er im Herzen und Kopf mitbrachte: die Freude, Lehrer sein zu können, ein selbständiger Mann sein zu dürfen. Wie groß sind doch die Hoffnungen, die so ein neugebackenes Schulmeisterlein auf sein Amt setzt! Er möchte der Welt zeigen, was er gelernt hat, wie er der Jugend dienen möchte und daß er wirklich ein Jünger Pestalozzis sei. Sonne sieht er, nichts wie Sonne, und nachts, wenn er über seine Gemeinde hinschaut, Sterne, nichts wie Sterne; und anfangs hangen hundert und noch viel mehr Geigen am Himmel, und diese spielen im Morgenwind die schönsten Zukunftsmelodien, so, daß dem jungen Menschen die Seligkeit ins Herz kommt und er davon wiedergeben möchte den Kindern, die schüchtern, neugierig und manchmal auch ein wenig luchsfig fragen, wie der neue Lehrer wohl sein möge, ob er streng sei oder besonders gescheit, ein lustiger und ein schöner, und was er für eine Gattig mache. Ja, so mag es auch gewesen sein damals, als der frisch Patentierte auszog zum ersten Wirken im Garten Gottes. Das Steintal, so rauh und wild es auch sein mag, wenn die Bergwolken über seine Wälder herfallen mit Sturm und Schnee, es ist auch ein Teil des Garten Gottes, wenn die Sonne lieblich darüber steht und der Holder blüht, die Wiesen voll Blumen sind und an den Hängen das Vieh grasst, Kühe, Kinder und Geißen — dann sind die Kinder die Sonnenblumen in dieser stillen Einsamkeit, und der Lehrer geht als Gärtner um und schaut zum Rechten. Er jätet Unkraut aus, steckt einen Stecken zu den jungen Pflänzchen, damit diese Halt haben; seine Worte gleichen dem erquickenden Wasser, und sein Geist kam eifrischen wie der Schönwetterwind. Und dann sagen die Mannen und Frauen, sie glauben, sie hätten

den Richtigen gewählt und es nehme sie wunder, wie er sich anlasse.

Wir wissen nicht, wer den jungen Schulmeister im Steintal empfangen hat, aber wir nehmen an, es seien gwundrige Augen gewesen; so hinterm Vorhängelein und aus einem Läuferli. „Das ischt jetzt wohl de neu Lehrer“ und „Lueg au, wie-n'r zäbelet“ oder „Er ischt zwor 'n Ehline, aber 'n leeige“ und „'aß 'r 'n aifache ischt, gfallt mr.“ Er komme aus dem Rheintal, hieß es, aus einem Dorfe, das berühmt sei, weil es die Heimat vieler guter Lehrer sei; an seine Sprache werde man sich bald gewöhnen und das Toggenburgische werde er wohl bald verstehen. Wir wissen auch nichts Näheres darüber, was im Schulrate gesprochen worden ist; vielleicht rechnete man dort auch so: In der Stadt ist ein sehr gelehrter Professor, der hat den gleichen Namen, wie der neue Lehrer und da sei es leicht möglich, daß der Neue auch aus einer so gescheiten Familie komme. Aber der Professor in der Stadt war ein baumlanger Mann mit einem Bart und großen Schuhen; der Namensvetter im Steintal hingegen hatte knapp das Militärmaß und nur ein Schnäuzchen. So lebte sich denn der neue Lehrer in seiner ersten Gemeinde bald ein, amtete eifrig, und die Eierschale, die er noch aus dem Seminar mit sich gebracht hatte, fiel von ihm ab. Aber in seinem Herzen hatte er noch etwas mitgenommen, das immer wieder erwachte; nicht am Tage, wenn es hell und heiter war, sondern vielmehr am Abend, wenn das Tal einschloß, die Sllampen erloschen und dafür die Sterne heraufstiegen und der silberne Mond. Dann trat vor ihn, aus der Nacht hervor, ein liebliches Bild, das bekam Leben, und was weit weg war, schien neben ihm zu weilen, ihn mit großen, schwarzen Augen anzuschauen und zu fragen: „Toneli, wie goht's?“ und „Toneli, khonnscht bald wieder schuelmeistere?“ und „Toneli, khonnscht bald wieder amol uf Bernegg?“ — „Weisch no, wie's a dr Maiehalde usgsieht? Und i dr Papieri henna? Und im Rhobel duffa? Toneli, wie hät's di?“

An diese Fragen zu glauben, war dem jungen Lehrer eine stille Freude. In die Klausur des Lehrerseminars hatten sie nicht zu dringen gewagt; aber jetzt — mitten in den hohen Bergen

und in der Abgeschlossenheit des Tales kamen sie daher wie die kleinen Wolken, die hinter der Wolzenalp heraufsteigen. Ja, sie wagten sich sogar heran, wenn der Schulmeister sich vorbereiten wollte — und wir verzeihen ihm, daß er dann den Kopf nicht mehr bei der Präparation haben konnte, sondern zum Fenster hinausschaute zu den Bergen hinüber und zu den Hängen, von denen Bauern Grünes holten. Und welch junger, gesunder Mensch hätte es noch ausgehalten, in den vier Wänden, wenn eine so liebliche Stimme ihn lockt und dazu noch Kerbel und blühende Obstbäume die Luft mit schwerem Duft füllen! Der Steintal-Schulmeister empfand das Lieben mit jenem verhaltenen Sehnen, das zur Zeit der Nebenblüte über der Maienhalde schwebt und von dem die jungen Mädchen sich zuflüstern, es „könnt eim ganz verrückt mache“. Das ist überall so, wo Wein wächst, und ist ein Erbe aus der Erde, unerschöpflich, weil es jedes Jahr wiedergeboren wird.

Der junge Lehrer war also verliebt. Er mag wohl den Namen des Mädchens mehr als einmal auf Zettelchen und Fließblätter geschrieben haben (wir alle haben das in süßer Torheit getan). „Friedeli“ oder „Chrömer Freies Friedeli“ oder „Helvetia-Friedeli“, weil das Mädchen am Realschulexamen im Schlußbild die Helvetia hatte darstellen dürfen; er, der jetzige Lehrer im Steintal, hatte als verwundeter Eidgenosse zu ihren Füßen liegen dürfen. Ja, ein wenig verwundet war er seither geblieben, denn das Friedeli Frei hatte schöne Augen, und es galt als das schönste Mädchen in Bernang. Das Haus, in dem es wohnte, war an das alte Realschulhaus mit den mächtigen Bögen angebaut, und in der Elternstube wachte das Auge Gottes, an die Decke gemalt, über alle, die da ein und aus gingen. Schulliebe — Schulliebe! Es bleibt immer etwas davon zurück, und sie begleitet den Menschen bis ins hohe Alter. Bei dem Steintal-Lehrer aber war aus der Schulliebe mehr geworden, erstes Lieben überhaupt. Das war mit dem Koffer mit in die Fremde gezogen und hatte sich zu den Penaten im Bergschulhaus gesellt. So war denn einmal ein schöner Samstag gekommen, und die Kinder erzählten, es habe auf der Alp am Speer schon Alpenrosen. Da brach der Schul-

meister am frühen Sonntagmorgen in aller Stille auf. Die Vögel sangen, der Himmel war tief und blau; die Welt feierte den siebenten Tag, und alles ruhte unterm Schutze des lieben Gottes. Der Bergsteiger dachte indessen nicht in die Ewigkeit hinaus; er dachte an die Geliebte, und ihm war, als wanderte sie neben ihm. Trank er an einer Quelle, dann trank sie mit; ruhte er aus, saß sie an seiner Seite; er fühlte ihren Blick, vernahm ihre Stimme, spürte ihren Atem — kurzum: so geht es allen Verliebten; wenn sie allein sind, sind sie doch zu zweit.

Das war ein gesegneter Tag hoch in den Bergen (und blieb dem Schulmeister im Gedächtnis bis ins hohe Alter von 80 Jahren, und nur der Tod konnte die Erinnerung löschen). Am Abend kam der Wanderer wieder ins Tal; er trug einen Alpenrosenstrauß, tat dann einige Stäudchen in ein Glas und stellte sie in die Schultube. Aber den großen Buschen packte er sorgfältig in eine Schachtel und schrieb dazu einen Brief: „Liebes Friedeli, aus meinem Steintal schicke ich Dir Alpenrosen; die sagen Dir, wie sehr ich Dich liebe. Nun bin ich Lehrer und habe mein erstes Ziel erreicht. Alle meine Gedanken gelten Dir. Diese Alpenrosen fragen Dich für mich, könntest Du mich so lieben, wie ich Dich liebe? Ich meine, könntest Du einmal zum Beispiel Frau Lehrerin werden?“ So ungefähr und noch manches andere schrieb der junge Schulmeister, und diesem war es feierlich zumute, als er den Pack fertig vor sich liegen sah. „Nun, Schicksal, nehme deinen Lauf!“

Das Schicksal wollte es anders als der Liebende. Wohl kam von dem Mädchen ein freundliches Brieflein; aber es war eher ein Trost, denn ein Einverständnis. „Mein Traum“, so mag es in dem Brieflein gestanden haben, „ist ein großer Mann, weil ich eine kleine Frau bin; mein Zukünftiger muß mich um einen Kopf überragen. Du und ich aber sind gleich groß und wir würden ein kleines Paar sein. Ich habe auch Schellings David absagen müssen, obwohl er noch ein wenig größer ist als Du, lieber Jugendfreund, der Du mir allerdings viel wert bist und den ich nie vergessen werde.“

Mit bewunderungswürdiger Gelassenheit nahm der kleine Schulmeister das Körbchen entgegen; all sein Sinnen und Denken legte er von jetzt

an in den Beruf hinein, und er stieg von Stufe zu Stufe und wurde ein tüchtiger, belesener Mann mit klarem Blick, wurde dann doch noch ein Familienvater und lebte glücklich und zufrieden bis an sein Ende. Allein — mehr als einmal erzählte er mir die Geschichte von den Alpenrosen und der mißglückten Werbung, und als er erfuhr, daß das Friedeli unglücklich geheiratet habe und recht viel Trauriges habe erleben müssen, bis der Tod es endlich und doch noch viel zu früh an der Hand genommen habe, da schaute der schon ergraute kleine Mann ein wenig bei-seite, schwieg ein Weilchen und meinte darauf: „Es hett halt nöd so 'n große Ma sölle hüröte;

bim khline Toneli hett's es sicher schöner kha. Af d'Größe khonnt's nöd immer a; ma kha glich guet usktho mitenand.“ Dann gab er mir seine Rechte und sprach: „Lebed Sie wohl, Sie hand e gueti Muetter kha.“

Der kleine Schulmeister ist gestorben; aber da er meiner Mutter vor sechzig Jahren aus dem Steintal Alpenrosen und aus seinem Herzen eine schüchterne Werbung geschickt hat, habe ich zu seinem und seiner Jugendgeliebten Gedächtnis diese kleine Liebesgeschichte geschrieben. Vielleicht geschieht damit etwas wie Einlösung einer alten Schuld.

August Steinmann.

Mein enfant terrible

Nicht lange ist's her, da saß ich mit meinem vierjährigen Buben, vom Berge kommend, im Wartesaal des Talbähnchens, das uns wieder in die Stadt bringen sollte. Ich liebe diese Wanderungen mit dem kleinen Kavaliere, der tüchtig marschiert und scharf beobachtet und schon anfängt, ein guter Kamerad zu werden; freilich, er ist im enfant terrible-Alter, und das sollte sich bald zeigen! Neben uns nahm eine ältere Dame Platz, die aussah, als käme sie frisch vom Schönheitssalon: das Gesicht auffallend geschminkt und gepudert, die langen, spitzen Fingernägel rot lackiert. Da deutet mein Junge mit der Hand auf die Nachbarin — Deuten ist natürlich verboten, aber eben, wird unversehens doch gemacht — und sagt mit seinem hellen Stimmchen: „Ah, lueg, die blüetet us allne Fingernägel!“ Wie beschämend für die Dame, denke ich, so hören zu müssen, welchen Eindruck diese Malerei auf ein unverborenes Kindergemüt macht, und ich wage kaum aufzusehen, in der Erwartung, daß nun ein erboster Blick das Kind und vielleicht auch mich, die Mutter eines so „ungezogenen Bengels“, treffen wird! Aber nichts dergleichen geschieht: vielmehr neigt sich die Dame wohlwollend zu dem Knirps

und sagt lächelnd: „Ja, gäll, das chönnt erscht no sh; wotscht mit mer zum Dokter gah?“ Das wollte nun Peter nicht, und da eben das Züglein kam und wir verschiedene Abteils aufsuchten, war das Intermezzo erledigt.

Dieses ganz unbeleidigte Verständnis für das Kind bewies mir immerhin, daß die Dame ein warmes, mütterliches Herz besaß, das ihr erlaubte, den Ausspruch nicht als „froh“ einzuschätzen, sondern ganz einfach als Ausdruck der kindlichen Beobachtung, auf den man sogar in gleichem Sinne eingehen konnte.

Und noch etwas bewunderte ich an dieser Dame: daß sie den an und für sich unangenehmen Zwischenfall so lächelnd umbiegen konnte, von sich weg zu liebevoller Anteilnahme! Wenn wir das nur auch immer könnten, dieses „Umbiegen“ — wie oft geschieht uns etwas Störendes, eine anmaßende Bemerkung, eine Taktlosigkeit — wenn wir da nur die innere Reise hätten, uns nicht verletzen zu lassen, wenn wir es nur fertigbringen würden, nachsichtig zu lächeln statt mit gleicher Münze heimzuzahlen! Gleich geht's uns auch wieder besser, wenn wir das Friedensglöcklein läuten lassen: Ja, gäll, das chönnt erscht no sh! *Catherine*

Die nützliche Plage

Kann man sich auch über Hühner ärgern? Das sind doch die denkbar nützlichsten Tiere!

Nützlich — mag stimmen. Aber sonst weißt du nicht, was Hühner sind. Ich wußte es ja auch

nicht, bevor Nachbar Messerli Federvieh in seinem Garten aussetzte. Ich lebte glücklich und in Frieden. Ich pflanzte Gemüse im Garten, streckte mich unter meinen Obstbäumen im Schatten aus,